



Vortragsreihe im Rahmen der Angebote für interessierte Bürger der Region Wintersemester 2005/06

Thema: Individualisierung der Familienhilfe ist der falsche Weg

Referent: Prof. Dr. Peter Schütt
Hochschule Mittweida (FH)

Termin: 19. Oktober 2005

Das Bild der „Normalfamilie“ ist auch heute trotz der veränderten Lebensformen noch das vorherrschende Bild in der Gesellschaft. Wenn man von Familie spricht, wird im Allgemeinen von der klassischen Kern- und Kleinfamilie ausgegangen.

In diesem Verständnis wird davon ausgegangen, dass die Familie mindestens aus zwei Generationen bestehen muss und beide Eltern Teile der Familie sind. Die Familienmitglieder sollen in einer Haushaltsgemeinschaft miteinander leben und ihre spezifischen Rollen ausüben. Die Mitglieder der Familie verfolgen wie eine soziale Gruppe gemeinsame Zwecke und Ziele, wodurch es zu festen und zeitlich beständigen Beziehungen zwischen den Mitgliedern kommt (vgl. Cypryan, Frey, Heckmann 1993).

Tatsächlich ist dieses Verständnis von Familie auch in der Realität noch das Verbreitetste, auch wenn immer mehr neue Lebensformen hinzukommen (z. B. Alleinerziehende, Patchworkfamilien...).

Diese anderen Lebensformen werden aber als von der Familie abweichend charakterisiert, weil sie nicht dem gesellschaftlichen Ideal entsprechen. Nach dieser Sichtweise werden den einzelnen Mitgliedern verschiedene geschlechtsspezifische Rollen zugeordnet. Der Vater wird immer noch als Ernährer angesehen, ist also für die existentielle Sicherung der Familie zuständig

Die Mutter wird als „kulturelle Virtuosin“ bezeichnet, die für den emotionalen Spannungsausgleich verantwortlich ist.

Außer Acht gelassen wird hierbei, dass immer mehr Frauen zumindest teilweise erwerbstätig sind. 1996 waren 55% aller 15- bis 64-jährigen Frauen mit Kindern erwerbstätig, über die Hälfte davon Teilzeit. Gestiegen ist aber ausschließlich die teilweise Erwerbstätigkeit der Mütter und nicht etwa die Vollzeit-erwerbstätigkeit (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1998 a).

Somit wird die Mutter zunehmend einer Doppelbelastung ausgesetzt, da sie zugleich für ein weiteres Einkommen zu sorgen hat und auch für alle anfallenden Probleme der Familie zuständig ist. Diese Schwierigkeit wird bei dem klassischen Verständnis von Familie völlig außer Acht gelassen.

Eine Definition der Normalfamilie von Pöschl:

„Die Familie ist eine sozio-biologische Einheit, die durch enge Verwandtschaftsbeziehungen - vorwiegend das Eltern-Kind-Verhältnis - gekennzeichnet ist.“

(in: Peuckert 1996, 29).

Aber mit einer solchen engen Fassung des Familienbegriffes wird gerade die Frage nach der Vielfalt von Familienformen völlig ausgeblendet (vgl. Nave-Herz 1994).

Wandel der Familienformen

Wie oben schon erwähnt, ist es heute nicht mehr möglich die Familie aus einem so engen Blickwinkel zu betrachten. Dazu hat sich die Gesellschaft in den letzten Jahren zu sehr verändert und zu viele von dem Typus der „Normalfamilie“ abweichende Lebensmuster hervorgebracht.

Deshalb darf man, wenn man von Familie spricht, nicht mehr nur noch eine Gemeinschaft aus Ehepartnern und den gemeinsamen Kindern meinen. Vielmehr muss man Alleinerziehende, nicht miteinander verheiratete Eltern und Stiefeltern mit in den Familienbegriff einbeziehen.

Deshalb benutzt Engstler eine erweiterte Definition, wie sie auch im Mikrozensus gebraucht wird:

„Im Mikrozensus zählen als „Familien“ eng umgrenzte Personengemeinschaften innerhalb eines Privathaushaltes, die durch Ehe oder Abstammung bzw. das Sorgerecht miteinander verbunden sind. Im Einzelnen handelt es sich um zusammenlebende Ehepaare mit oder ohne ledige „Kinder“ im Haushalt sowie alleinstehende (d. h. ledige, verheiratet getrenntlebende, geschiedene und verwitwete) Mütter und Väter, die mit ihren ledigen Kindern im gleichen Haushalt zusammenleben“.

(Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 1998 a, 179).

Statistisch gesehen, haben die Familienformen, die nicht dem Muster der „Normalfamilie“ entsprechen, zugenommen. Allerdings sollte man nicht davon ausgehen, dass somit eine hohe Zahl von Kindern in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft aufwächst. Vielmehr treten neue Lebensformen erst in der Jugendphase auf. 1995 lebten 86% aller minderjähriger Kinder mit beiden leiblichen Eltern zusammen. Davon lebten 79% bei verheirateten und nur 7% bei unverheirateten Elternpaaren (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1998 a; Nave-Herz 1994; Schimke 1998).

Die große Mehrheit der Kinder wächst demnach also bei ihren leiblichen Eltern auf. Man muss aber davon ausgehen, dass diese Familienkonstellation mit zunehmendem Alter der Kinder immer mehr zerbricht. Scheidung und Trennung der Eltern führt dann zu neuen Lebensformen (vgl. ebd.).

Auch in der 13. Shell-Jugendstudie wird bestätigt, dass Ehe und Familie auch für die heutigen Jugendlichen durchaus noch eine große Bedeutung haben.

Sie verbinden mit ihr Werte wie Treue, Vertrauen, Verlässlichkeit und emotionalem Rückhalt. Auch die hohen Scheidungsraten stehen zu dieser Einschätzung nicht in Widerspruch, da diese nur so zu begründen sind, dass in der gescheiterten Ehe die hohen Wertansprüche keinen Bestand hatten (vgl. Frankfurter Rundschau 27.03.2000).

So kann man nicht davon sprechen, dass die Familie zu einem aussterbenden Modell wird, sondern man muss vielmehr versuchen, die unterschiedlichen Lebensformen zu akzeptieren und als Chance zu nutzen.

Der Geburtenrückgang

Der Geburtenrückgang ist ein oft beklagtes Problem, das sich seit längerem abzeichnet. Er zeigt sich als unaufhaltsamer Trend, der regional in unterschiedlicher Intensität abläuft (vgl. Schimke 1998).

War er zu Anfang vor allem darauf zurückzuführen, dass weitgehend auf mehr als zwei Kinder verzichtet wurde, so ist er jetzt immer mehr auf eine steigende Rate gewollt kinderloser Paare zurückzuführen. Es ist wichtig, zu betonen, dass der Geburtenrückgang heute vor allem auf die steigende Zahl kinderloser Paare zurückzuführen ist und nicht darauf, dass die Zahl der Kinder in den Familien sinkt. Dies bedeutet, dass der Schluss, die Verringerung der Geburten bedeute zugleich, dass es zunehmend Ein-Kind-Familien gibt, ein Trugschluss ist. Das Gegenteil ist der Fall: entweder eine Familie entscheidet sich für zwei oder mehr Kinder oder gegen ein Kind; in den seltensten Fällen entscheiden sich die Eltern für nur ein Kind. Dies hängt vor allem stark mit den hohen Ansprüchen zusammen, die an eine Familie im Blick auf die Erziehung der Kinder gestellt wird. Es heißt, dass es für ein Kind besser ist, mit Geschwistern aufzuwachsen. Da Familien heute bestrebt sind, in pädagogischer Hinsicht das Beste für ihre Kinder zu tun, entscheiden sich die meisten Paare dazu, mindestens zwei Kinder zu bekommen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1998 a; Kraft 2000; Nave-Herz 1994).

Hingegen wird voraussichtlich jede vierte Frau des Jahrganges 1960 in Westdeutschland kinderlos bleiben. In Ostdeutschland ist dieses Phänomen der bewusst kinderlosen Frauen noch nicht so verbreitet; hier wird voraussichtlich nur jede zehnte Frau kinderlos bleiben.

Dieser Anstieg steht in engem Zusammenhang mit der gestiegenen Zahl der ledig Bleibenden oder auch kinderlos Geschiedenen. Ehepaare bleiben heute allerdings seltener kinderlos als noch vor 10 bis 15 Jahren. Dies hängt damit zusammen, dass die Ehe vor allem stark mit Kindern in Zusammenhang gebracht wird (fast jedes Kind wächst in einer ehelichen Gemeinschaft der Eltern auf), sie aber keine große Rolle mehr spielt, wenn kein Kinderwunsch vorhanden ist (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1998 a; Nave-Herz, 1994).

Statistisch gesehen steht die Kinderlosigkeit in den alten Bundesländern in engem Zusammenhang mit dem Bildungsniveau der Frau. 40% der 35- bis 39-jährigen westdeutschen Frauen mit Hochschulabschluss haben keine Kinder im Haushalt. Demgegenüber stehen 21% der Frauen mit Hauptschulabschluss (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1998 a). Daraus lässt sich schließen, dass Frauen, die eine höhere Ausbildung haben, karrierebestrebt sind als andere Frauen und sich so bewusst gegen Kinder entscheiden.

Die Geburtenrate in Deutschland ist im europäischen Vergleich eine der niedrigsten. Nur in Italien ist die durchschnittliche Kinderzahl der Frauen noch geringer.

Für viele Paare wird aber dann der aufgeschobene Kinderwunsch auch später nicht realisiert. Sie entscheiden sich dann oft doch ganz gegen Kinder oder ihre Lebenssituation hat sich grundlegend verändert, dass Kinder nicht mehr in Frage kommen (z. B. kinderlos geschiedene Ehen) (vgl. Nave-Herz 1988).

In vielen Fällen darf man aber nicht nur eine Begründung für eine kinderlose Partnerschaft in Betracht ziehen. Meistens fallen mehrere Faktoren in der Entscheidungsfindung zusammen. Ich möchte mich im Folgenden in erster Linie an der Einteilung von Hettlage orientieren, der

zwischen ökonomischen und kulturellen Erklärungsvarianten unterscheidet. Diese werde ich dann anhand von anderen Darstellungen ergänzen. Auch Hettlage warnt vor einem monokausalen Vorgehen, weshalb man die beiden oben genannten Ebenen auch nur zu analytischen Zwecken auseinander halten sollte. Er definiert „ökonomisch“ im Sinne der materiellen Versorgung. Der Zusammenhang der Geburtenzahlen mit der Wirtschaftskonjunktur und dem Arbeitsmarkt ist mit dieser Definition eng verbunden. Wenn man von einer solchen Verbindung ausgeht, ist die demographische Entwicklung ein umkehrbarer Prozess, da junge Paare mit ihrer Kinderplanung sehr sensibel auf die vorhersehbaren Konsequenzen auf dem Arbeitsmarkt reagieren. Wenn sich also die strukturellen Bedingungen wieder verbessern würden (z. B. bessere Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt), dann könnte dies eine Voraussetzung dafür sein, dass die Zahl der Kinder wieder ansteigt. Das von Hettlage so genannte Arbeitsmarktmodell geht davon aus, dass das Arbeitsmarktrisiko jungen Paaren (vor allem Müttern) umso höher erscheint, je jünger die allgemeine Erwachsenenwelt ist. Je mehr junge Menschen in einer Generation vertreten sind, desto höher ist die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt.

Deshalb geben junge Menschen also weniger schnell ihren Arbeitsplatz auf, da das Risiko höher ist, nach der Kindererziehung nicht wieder in den Beruf einsteigen zu können. Hettlage spricht hier vom so genannten „Beute-Opfer-Modell“. Der Umkehrschluss dazu ist, dass die Chance einen Arbeitsplatz zu finden größer ist, wenn es mehr ältere Menschen gibt.

Also werden sich junge Paare eher dazu entschließen, eine eigene Familie zu gründen, wodurch die Fertilität steigt. Hieraus entsteht ein Kreislauf, nach dem die Geburtenzahlen je nach Generationsverdichtung steigen und sinken (vgl. Hettlage 1992).

Bei der Entscheidung für eine Familiengründung werden vor allem die Kosten mitbedacht, die nicht gering sind. Denn hier müssen nicht nur die realen Ausgaben für das Kind mit eingerechnet werden, sondern auch die finanziellen Einbußen, die durch das Ausscheiden eines Elternteils (zumeist der Mutter) aus dem Berufsleben entstehen.

Dies ist auch ein Grund dafür, dass Paare den Zeitpunkt für die Geburt des ersten Kindes immer mehr nach hinten verschieben. Sie wollen sich zunächst finanziell abgesichert wissen und nicht so viele persönliche Verzichte üben müssen. Erst wenn man es sich heute „leisten“ kann, bekommt man auch ein Kind. Aber wenn Kinder uns heute keine ökonomischen Vorteile mehr einbringen, so haben sie für uns nur noch einen reinen „Emotionsnutzen“ (vgl. ebd.). Außerdem wird es heute immer schwieriger, ein Kind aufzuziehen. Es stehen nicht genügend angemessene Wohnungen zur Verfügung, um ein kindgerechtes Aufwachsen zu ermöglichen. Nach diesem Ansatz wird von den Defiziten des Sozialstaates aus argumentiert. Dieser scheint unzureichende Leistungen zu erbringen und so die Familiengründung nicht eben zu fördern. Will man seinem Kind geeignete Wohnverhältnisse bieten, so muss man große Summen an Miete aufbringen können. Schon deshalb wird die Frauenarbeit als wirtschaftliche Ergänzungsleistung oft unumgänglich (vgl. Beck-Gernsheim 1998; Hettlage 1992).

Aber auch in diesem Punkt versagt der Sozialstaat, weil er nicht ausreichende Betreuungsmöglichkeiten bietet.

Denn eine solche Entscheidung zur Mehr-Kinder-Familie ist eine Entscheidung zur „relativen Armut“. Solche kinderfeindlichen Lebensbedingungen setzen sich immer mehr durch und so werden sich auch immer mehr Paare dazu entscheiden, keine Kinder zu bekommen (vgl. Beck-Gernsheim 1998; Hettlage 1992).

Wenn die Frau auf Grund der hohen finanziellen Belastungen schon auch arbeiten muss, so sollte man annehmen, dass Möglichkeiten geschaffen würden, die eine solche Erwerbstätigkeit möglich machen. In der ehemaligen DDR war das Betreuungssystem zumindest strukturell sehr gut ausgebaut, so dass es jeder Frau möglich war, kurz nach der Geburt wieder in ihren Beruf einsteigen zu können. Über die pädagogischen und medizinischen Mängel dieser damaligen Kinderkrippen möchte ich mich nicht weiter äußern wie auch nicht über die heutigen, da sie für meine Betrachtungen unwichtig sind. Es erscheint mir viel wichtiger, dass überhaupt eine Struktur geschaffen wurde, die es Frauen ermöglicht, ebenfalls erwerbstätig zu sein.

Die Einstellung der Gesellschaft, dass die Mutter insbesondere in den ersten Jahren des Kindes zu Hause sein sollte ist mit dafür verantwortlich, dass sich zwei Familienhilfesysteme herausgebildet haben.

1. ein individualisiertes: D. h. ein finanzielles auf die einzelne Familie und Mutter bezogenes (Kindergeld, Ehegattensplitting, Kinderzuschläge, steuerliche Absetzungsmöglichkeiten, Wohnheimzulagen) und
2. ein strukturelles: Kindergärten ab dem 3. Lebensjahr, Horteinrichtungen und teilweise Ganztagschulen.

Noch immer haben jedoch die Mütter damit zu kämpfen, dass die Öffnungszeiten der Einrichtungen nicht mit ihren Arbeitszeiten übereinstimmen.

Besonders wichtig wird hier die betreute Grundschule, da es heute für berufstätige Mütter erhebliche Schwierigkeiten darstellt, wenn ihre Kinder in die Grundschule kommen. Es gibt keine klaren Anfangs- und Endzeiten, sondern der Unterricht findet zu sehr unregelmäßigen Zeiten statt, so dass eine Planbarkeit (die für die Berufstätigkeit unersetzbar ist) unmöglich wird.

Dies zum Abschluss sind nun meine Thesen.

1. Zwei Systeme im vollen Ausbau sind nicht finanzierbar (Kindergeld, Wohnheimzulage und Kindergärten und Ganztagschulen).
2. Die Notwendigkeit von zwei Verdiensten/ Löhnen für ein einigermaßen anspruchsvolles Leben setzt sich immer mehr durch.
3. Die individualisierten Familienhilfen des Staates gleichen den Lohnausfall der Mutter nicht aus. Dies umso mehr als die Mutter gut gebildet, ausgebildet und entsprechend berufstätig war und ist.
4. Die individualisierten Familienhilfen bieten nicht wirklich gleiche Entwicklungschancen für die Kinder, da diese finanziellen Mittel per Familie jeweils individualistisch eingesetzt werden und nicht ausschließlich und systematisch für die Kinder.
5. Die individualisierten Familienhilfen setzten die gut ausgebildete Mutter immer in die Situation sich zu fragen, ob sie bei längerem Fernbleiben im Job jemals diesen oder einen entsprechenden Job wieder bekommt.
6. Alle Statistiken belegen, dass die Männer nicht in die Rolle von Müttern gehen und ihren Job für 3 bis 6 Jahre für die Kinder aufgeben

Fazit:

Die individualisierten finanziellen Steuerumverteilungen müssen systematisch zurückgeschraubt werden und letztlich ganz aufgehoben werden.